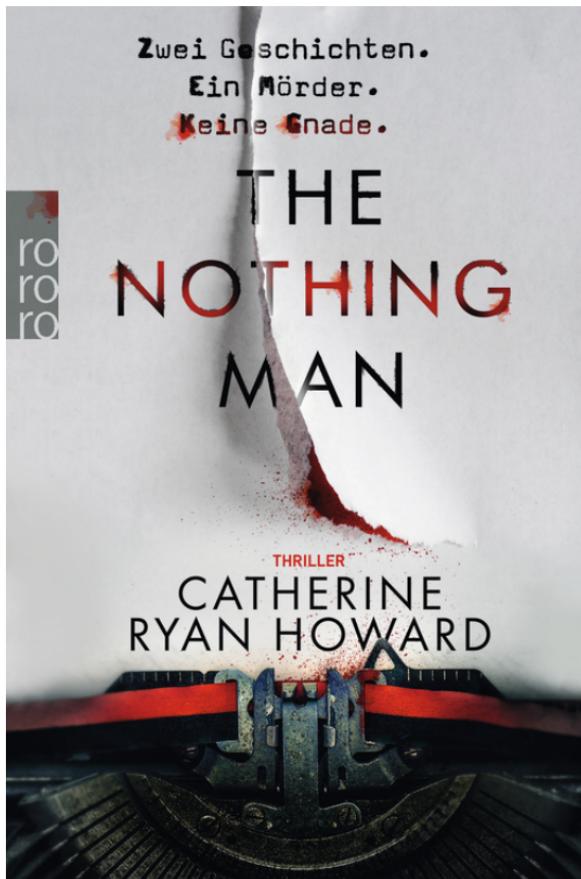


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00536-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.



Catherine Ryan Howard, geboren 1982, stammt aus Cork in Irland. Sie studierte English Studies am Trinity College in Dublin. Ihr Roman «Ich bringe dir die Nacht» war für den Edgar Award for Best Novel nominiert. «The Nothing Man» stürmte bei Erscheinen sofort an die Spitze der irischen Bestsellerliste. Die Autorin lebt derzeit in Dublin.

Jan Möller studierte Komparatistik, Deutsche und Italienische Literatur in Bonn. Er absolvierte das Aufbaustudium Angewandte Literaturwissenschaft an der FU Berlin und lernte bei Berufspraktikern aus dem Literaturbetrieb. Heute arbeitet er als Übersetzer und freier Lektor in Berlin.

«‘The Nothing Man’ ist ein so überzeugender wie durchdachter Thriller. Mehr als nur neuer Lesestoff für Krimi-Fans zu sein, wirft er einen scharfsinnigen Blick auf unsere derzeitige problematische Obsession mit Serienkillern und die Bedeutung von Wahrhaftigkeit im Vergleich zu reinem Thrill.»
(*The Sunday Times*)

«Eine geschickte Mischung aus Serienkillerspannung, psychologischem Thriller und True Crime.»
(*The Irish Times*)

«Die Queen der High-Concept-Spannung hat wieder zugeschlagen: Das ist der erste Roman, den ich gelesen habe, der wirklich die Beklemmung und die unerwarteten Wendungen von True Crime erfasst, das uns alle so in den Bann geschlagen hat. Catherine Ryan Howard war immer schon erschreckend gut, aber sie wird mit jedem Buch immer besser.»
(*Jane Casey*)

CATHERINE RYAN HOWARD

THE NOTHING MAN

Zwei Geschichten. Ein Mörder.
Keine Gnade.

THRILLER

Aus dem Englischen von Jan Möller

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
«The Nothing Man» bei Corvus / Atlantic Books, Ltd., London.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, August 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«The Nothing Man» Copyright © 2020 by Catherine Ryan Howard

Redaktion Rainer Schöttle

Zitat Julian Barnes auf S. 205 nach: Julian Barnes: Lebensstufen.

Übers. v. Gertraude Krüger. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2014.

Zitat Joan Didion auf S. 205 nach: Joan Didion: Das Jahr magischen Denkens. Übers. v. Antje Rávic Strubel. Berlin: Claassen, 2006.

Covergestaltung zero-media.net, München nach dem Original von
Atlantic Books / Blacksheep UK

Coverabbildung Trevor Chriss / Alamy; LiliGraphie / Depositphotos

Satz aus der Quadraat bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00536-7

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



*Für John und Claire,
ihr macht es mir schwer,
denn nur einen zu nennen,
wäre einfach nicht fair.*

Jim war auf Patrouille. Blick gehoben, Augen wachsam, Dau-
men im Gürtel untergehakt. Die Last der Gegenstände daran –
sein Handy, ein Walkie-Talkie, eine große Taschenlampe – zog
das Leder zu seinen Hüften hinunter, und das Gewicht zwang
ihn, eher zu schreiten, als zu gehen. Er mochte das. Wenn er
am Ende des Tages nach Hause kam und den Gürtel abnehmen
musste, vermisste er dieses Gefühl.

Das Geschäft hatte erst seit einer halben Stunde geöffnet, und noch waren die Mitarbeiter den Kunden gegenüber in der Überzahl. Jim drehte eine Runde um die Haushaltwarenabteilung und ging dann quer durch die Damenbekleidung zu den Lebensmitteln. Dort herrschte wenigstens ein bisschen Betrieb. Man konnte sich darauf verlassen, dass um diese Zeit ein paar schick gekleidete Männer in den Zwanzigern durch die Gänge hetzten und sich ihre Tüte Hafermilch oder einen verpackten Superfood-Salat griffen, als ob es sich um eine Art Teambuilding-Aufgabe handelte.

Jim starrte in ihre Gesichter, als sie vorbeieilten, und wusste, dass sie seinen durchdringenden Blick spüren konnten.

Er setzte seinen Weg zum Eingang fort, der Nahtstelle zwischen dem Geschäft und dem Rest des Einkaufszentrums. Ein paar Minuten lang beobachtete er das Kommen und Gehen der Leute. Er kontrollierte die Einkaufswagen, die ordentlich aufgereiht in ihrer Parkbucht standen. Er blieb bei den Kübeln mit Sträußen in Plastikfolie stehen und senkte den Kopf, um tief einzuatmen, roch etwas Blumiges und etwas anderes, leicht Chemisches.

Aus einem der Kübel schien Wasser auf den Boden darunter zu laufen. Jim zog sein Funkgerät aus dem Gürtel und meldete es. «Bei den Blumen muss gewischt werden. Eventuell undichter Kübel. Over.»

Er wartete auf das knisternde Rauschen und das Brummeln der gelangweilten Antwort.

«Alles klar, Jim.»

Um diese Zeit am Morgen warf er gerne einen verstohlenen Blick auf die neuesten Schlagzeilen. Er machte sich auf, das als Nächstes zu tun. Aber bevor er bei den Zeitungen ankam, sah er aus den Augenwinkeln etwa fünf Meter zu seiner Rechten jemanden hinter dem Drehständer mit Grußkarten verschwinden.

Jim zeigte keine Reaktion, jedenfalls nicht äußerlich. Er setzte seinen Plan fort, schritt zur gegenüberliegenden Seite der Zeitungsauslagen, sodass er freie Sicht auf die Karten hatte. Er griff sich wahllos eine Zeitung und hielt sie vor sich. Er schaute einen Moment lang auf das Titelblatt und hob dann langsam den Blick.

Eine Frau. Für diese Zeit am Morgen passte sie perfekt ins Bild. Trenchcoat, aber nicht zugeknöpft, große Lederhandschuhe, die in ihrer Armbeuge ruhte, modische, aber zweckmäßige Schuhe. Gestresster Gesichtsausdruck. Eine junge Berufstätige auf dem Weg zur Arbeit, die noch eben versuchte, einen Punkt auf ihrer endlosen To-do-Liste abzuhaken, bevor sie ins Büro musste – oder vielleicht wollte sie sich auch nur diesen Anschein geben. Da klemmte etwas unter ihrem linken Arm. Jim glaubte, dass es ein Buch sein mochte.

Ein plötzliches Ding-Dong unterbrach die ruhige Hintergrundmusik, die überall im Laden lief, und dann dröhnte eine

körperlose Stimme aus den Lautsprechern. Marissa zur Blumenabteilung, bitte; Marissa zur Blumenabteilung.

Die Frau nahm eine der Karten zur Hand und betrachtete sie, als wäre sie das Interessanteste, was sie je in ihrem Leben gesehen hatte.

Jim hatte die Zeitung hoch vor sich gehoben. Wenn sie aus diesem Blickwinkel zu ihm hinübersah, würde sie das graue Haar und die Hände mit den Altersflecken sehen, aber nicht den Dienstausweis an seiner Hemdtasche, auf dem in leuchtend roten Buchstaben SECURITY stand.

Das Buch rutschte ihr unter dem Arm weg und landete mit einem Knall auf dem Boden. Sie bückte sich danach ...

The Nothing Man.

Der Titel war in grellem Gelb über das glänzende schwarze Cover gedruckt.

Als sie es aufhob, konnte Jim die gleichen drei Wörter auch auf dem Buchrücken lesen.

Unvermittelt schoss ihm in einem gewaltigen wilden Schwall das Blut in die Ohren und füllte seinen Kopf mit weißem Rauschen. Ein Rhythmus lag darunter, erinnerte fast an einen Singsang.

The Nothing Man The Nothing Man The Nothing Man.

Er war sich vage bewusst, dass die Frau nun zu ihm hinübersah und dass es wahrscheinlich wirkte, als ob er sie anstarre. Aber er konnte die Augen nicht von dem Buch abwenden. Er stand dort wie angewurzelt, betäubt von dem Singsang, der unaufhörlich lauter wurde und nur noch wenige Augenblicke davon entfernt war, zu einer heulenden Sirene zu werden.

THE NOTHING MAN THE NOTHING MAN THE NOTHING MAN.

Die Frau warf ihm einen irritierten Blick zu und schritt dann in Richtung der Kassen davon.

Jim ging ihr nicht hinterher, um zu kontrollieren, ob sie für das Buch auch bezahlen würde, was er unter gewöhnlichen Umständen vielleicht getan hätte. Stattdessen drehte er sich um und wandte sich in die entgegengesetzte Richtung, steuerte auf den Gang zu, wo sie die Schreibwaren, ein kleines Angebot an Kinderspielzeug und die Bücher führten.

Es ist bloß ein Roman, sagte er sich. Reine Fiktion.

Aber was, wenn nicht?

Er brauchte nicht danach zu suchen. Die Auslage nahm drei ganze Regale ein. Jedes Exemplar war mit dem Cover nach vorn ausgerichtet. Ein düsterer Chor, der ihn anschrie.

Auf ihn zeigte.

Ihn anklagte.

Gestern waren sie dort noch nicht gewesen, dessen war sich Jim sicher. Der Bestand musste über Nacht eingetroffen sein. Es musste sich um ein neues Buch handeln, wahrscheinlich erst diese Woche erschienen. Er trat näher heran, um nach dem Autorennamen zu sehen ...

Eve Black.

Für Jim war das ein zwölfjähriges Mädchen in einem pinkfarbenen Nachthemd, das am oberen Ende der Treppe stand, ins Halbdunkel hinabstarre und unsicher «Dad?» fragte.

Nein. Das konnte nicht sein.

Aber so war es. Es stand dort deutlich auf dem Cover.

The Nothing Man: Die Suche einer Überlebenden nach der Wahrheit

Jim spürte, wie sich eine Hitze in ihm ausbreitete. Seine Wangen glühten. Seine Hände zitterten im Widerstreit zwischen dem dringenden Bedürfnis, nach dem Buch zu greifen,

THE NOTHING MAN

und dem Teil seines Reptiliengehirns, der versuchte, ihn davon abzuhalten.

Tu es nicht, sprach er sich zu, im selben Moment, als er die Hand ausstreckte und eines der Bücher aus dem Regal nahm.

Der feste Einband fühlte sich glatt und wächsern an. Jim berührte den Titel mit den Fingerspitzen, spürte, wie die Buchstaben sich hervorwölbten, um seiner Haut zu begegnen.

The Nothing Man.

Sein anderer Name.

Der, den ihm die Zeitungen gegeben hatten.

Von dem niemand wusste, dass er zu ihm gehörte.

Jim drehte das Buch in seiner Hand um.

Er kam in der Nacht, in ihr Haus. Als er es verließ, war nur noch sie am Leben ... Als einzige Überlebende des schlimmsten und letzten Überfalls des Nothing Man taucht Eve Black tief in die Geschichte des Monsters ein, das Cork in Angst und Schrecken versetzte, sucht nach Antworten – und nach ihm.

Nach all der Zeit ...

Dieses verfluchte kleine Miststück.

Jim schlug den Band auf. Der Buchrücken knackte laut, wie ein Knochen.

EVE BLACK

THE NOTHING MAN

Die Suche einer Überlebenden
nach der Wahrheit

IVEAGH PRESS

In Irland und UK erstmals veröffentlicht
bei Iveagh Press Ltd., 2019
Copyright © 2019 by Eve Black

IVEAGH PRESS IRELAND LTD.
42 Dawson Street
Dublin 2
Republic of Ireland

Ein Teil des in *The Nothing Man* enthaltenen Materials
wurde zuerst als Artikel «Das Mädchen, das»
in der *Irish Times* abgedruckt.

Trotz intensiver Bemühungen von Autorin und Verlag konnten
nicht sämtliche Copyright-Inhaber ermittelt werden.
Entsprechende Ergänzungen und Korrekturen werden
gegebenenfalls in künftigen Auflagen unternommen.

Eve Black hat gemäß Abschnitt 77 des *Copyright, Designs and
Patent Act* von 1988 ein Recht auf Namensnennung und
Anerkennung ihrer Urheberschaft an diesem Werk.

Ein CIP-Eintrag für dieses Buch ist verfügbar
bei der British Library.

ISBN: 987-0-570-34514

*Für Anna
und all die Opfer, deren Namen wir
oft vergessen oder nie erfahren*

Die Opfer

Alice O'Sullivan, 42

Täglich angegriffen in ihrem Haus in der Bally's Lane,
Carrigaline, County Cork, in der Nacht vom 14. Januar 2000.

Christine Kiernan, 23

Vergewaltigt in ihrem Haus in Covent Court, Blackrock
Road, Cork, in der Nacht vom 14. Juli 2000.

Linda O'Neill, 34

Brutal angegriffen und vergewaltigt in ihrem Haus bei Fermoy,
County Cork, in der Nacht vom 11. April 2001.

Marie Meara, 28, und Martin Connolly, 30

Ermordet in ihrem Haus in Westpark, Maryborough Road,
Cork, in der Nacht vom 3. Juni 2001.

Ross Black, 42, Deirdre Black, 39, und Anna Black, 7

Ermordet in ihrem Haus in Passage West, County Cork,
in der Nacht vom 4. Oktober 2001.
Die Autorin ist die einzige Überlebende.
Sie war zu jener Zeit 12 Jahre alt.

Eine Anmerkung zu den Quellen

Jede Geschichte hat drei Seiten, sagt man: deine, meine und die Wahrheit. Zur Zeit, da ich dies schreibe, hat der Nothing Man seine noch nicht erzählt. Die besten Quellen, die uns zur Verfügung stehen, um uns den Tatsachen anzunähern, sind Protokolle, Berichte, Aufnahmen und persönlich geführte Interviews. Auf dieses Material habe ich mich beim Schreiben dieses Buches ausschließlich gestützt. Ich habe mich nach bestem Wissen und Gewissen bemüht, die Geschichten anderer – der Opfer und des Mannes, der versucht hat, ihn aufzuhalten – so getreu wie möglich zu erzählen. Aber dies hier ist auch *meine* Geschichte. Ich habe mein Bestes gegeben, sie Ihnen so zu erzählen, wie ich sie mir selbst erzähle. Das, denke ich, ist so nah an der Wahrheit, wie wir ihr überhaupt kommen können.

- EINLEITUNG -

Das Mädchen, das

Wenn wir uns begegnen, stelle ich mich Ihnen wahrscheinlich als Evelyn vor und sage: «Schön, Sie kennenzulernen.» Ich nehme mein Glas in die andere Hand, damit ich Ihre ausgestreckte schütteln kann, bin dabei allerdings so ungeschickt, dass ich uns beide mit Weißwein beträufle. Ich entschuldige mich, erröte vielleicht vor Verlegenheit. Sie winken ab und beteuern: «Nein, nein, das macht doch nichts, wirklich nicht», aber ich bemerke, wie Sie einen verstohlenen Blick auf Ihre Kleidung werfen, die Sie für diesen Anlass vermutlich extra in die Reinigung gebracht hatten, und unauffällig das Ausmaß der Katastrophe begutachten. Sie fragen mich, was ich so mache, und ich weiß nicht, ob ich enttäuscht oder erleichtert bin, dass dieses Gespräch noch weitergeht. Ich sage: «Ach, dies und jenes», und frage dann, was Sie tun. Sie erzählen es mir, und ich mache die entsprechenden Mmm-Laute, die höfliches Interesse ausdrücken sollen. Dann entsteht eine Pause: Wir sind mit unserem Latein am Ende. Einer von uns setzt schnell die letzte verbliebene Karte im Spiel ein: «Und, woher kennen Sie ...?» Wir wechseln uns damit ab, unsere Beziehung zum Gastgeber zu erklären, auf der Suche nach einer gemeinsamen Verbindung. Wahrscheinlich finden wir auch eine. Die Welt ist klein in Dublin. Wir greifen zu anderen Themen: die bunte Mischung der anderen Gäste an diesem Abend, der Podcast, von dem jetzt alle besessen sind, der Brexit. Der Raum ist unbehaglich warm und laut, und fremde Körper streifen meinen im Vorübergehen, aber der wahre Grund für meine Beklemmung,

das, was eine zornige Röte an meinem Hals aufsteigen lässt, ist die Möglichkeit, dass jeden Moment der Groschen fallen könnte, Sie die Stirn runzeln, den Kopf schief legen und mich ansehen, richtig ansehen, und fragen: «Moment mal, sind Sie nicht das Mädchen, das ...?»

Das ist stets meine Angst, wenn ich jemand Neues treffe, denn das bin ich.

Ich bin das Mädchen, das.

Ich war zwölf, als ein Mann in unser Haus einbrach, meine Mutter und meinen Vater ermordete und meine kleine Schwester Anna, damals und nun in alle Ewigkeit sieben Jahre alt. Ich hörte befremdliche und verwirrende Geräusche, von denen ich später erfahren sollte, dass sie die Vergewaltigung und die Ermordung meiner Mutter und den Erstickungstod meiner Schwester bedeuteten. Ich fand den blutigen, zerschlagenen Körper meines Vaters zusammengekrümmt am Fuß der Treppe zum Erdgeschoss. Ich glaube, dass er, nach dem Überfall noch lebendig, versucht hatte, das Telefon in unserer Küche zu erreichen, um Alarm zu schlagen. Ich überlebte dank meiner Blase, wegen der Dose Club Orange, die ich in mein Zimmer geschmuggelt und in der Stunde vor dem Zubettgehen getrunken hatte. Wenige Minuten bevor der Einbrecher die Treppe hinaufkam, wachte ich auf, weil ich auf die Toilette musste. Dort konnte ich mich dann verstecken, als es losging. Das Schloss war nicht sehr stabil, und es gab keinen Fluchtweg. Wenn der Mörder versucht hätte, die Tür zu öffnen, hätte sie ihm nachgegeben, und ich wäre jetzt ebenfalls tot. Aber aus irgendeinem Grund tat er es nicht.

Wir waren die letzte Familie, die dieser Mann überfiel, aber nicht die erste. Wir waren seine fünfte innerhalb von zwei Jah-

ren. Die Medien tauften ihn den Nothing Man, weil die Gardaí, wie sie sagten, nichts gegen ihn in der Hand hatten. Es hat ihn nie jemand kommen oder gehen sehen, mit Ausnahme eines einzigen Mals, bei dem er nachts, wenn auch nur flüchtig, am Straßenrand gesichtet worden war. Er trug eine Maske und blendete die Opfer manchmal mit einer Taschenlampe, indem er ihnen direkt ins Gesicht leuchtete, deshalb konnte kein Überlebender eine hilfreiche Personenbeschreibung liefern. Er benutzte Kondome und hinterließ keinerlei Haare oder Fingerabdrücke. Er nahm seine Waffen – ein Messer und dann, später, eine Pistole – wieder mit, wenn er ging, und ließ nie mehr als die Stränge des geflochtenen blauen Seils zurück, mit dem er seine Opfer fesselte. Das Seil gab keine Geheimnisse preis. Wenn er sprach, war es ein eigenartiges, raues Flüstern, das keinen Hinweis auf seine wahre Stimme verriet. Er beschränkte seine Verbrechen auf einen einzigen Landesteil, Cork, Irlands südlichstes und größtes County, aber zog darin umher, schlug an Orten wie Fermoy zu, einer Kleinstadt, die fast vierzig Kilometer außerhalb von Cork City liegt, aber auch in Blackrock, einem Vorort.

Fast zwei Jahrzehnte später ist er immer noch auf freiem Fuß, und ich vermisste meine Familie wie Phantomglieder. Ihre Abwesenheit in meinem Leben, die Tragödie ihrer Schicksale und der Schmerz, den sie erlitten haben müssen, ist ein anhaltendes Klingeln in meinen Ohren, ein Geschmack in meinem Mund, ein Jucken auf der Haut. Es ist überall, jederzeit, und ich werde es nicht los. Die Zeit hat diese Wunde nicht geheilt, sondern verschlimmert, die Haut um die ursprüngliche Verletzung absterben lassen. Ich verstehe jetzt mit dreißig viel besser, was ich verloren habe, als damals mit zwölf, als ich es tatsächlich

verlor. Und das Monster, das dafür verantwortlich ist, ist immer noch da draußen, immer noch frei, immer noch unerkannt. Vielleicht hat er sogar all die Zeit mit seiner eigenen Familie verbracht. Diese Möglichkeit – diese Wahrscheinlichkeit – erfüllt mich mit einer so gewaltigen Wut, dass sie mir an schlechten Tagen die Sicht auf alles andere versperrt. An den schlimmsten wünsche ich mir, dass er auch mich ermordet hätte.

Aber Sie und ich, wir haben uns gerade erst auf einer Weihnachtsfeier kennengelernt. Oder einer Hochzeit. Oder einer Buchpremiere. Und ich kenne Sie nicht, aber ich weiß, dass Sie nicht wüssten, wie Sie reagieren sollten, wenn ich irgendetwas von alldem nun laut aussprechen würde, als Antwort auf Ihre Frage. Bin ich jetzt also das Mädchen, das ...? Ich tue so, als wüsste ich nicht, was Sie meinen. Das Mädchen, das was? Wie viele von diesen Drinks haben Sie eigentlich schon intus?

Ich bin gut darin. Ich habe schon jede Menge Übung. Sie werden denken, dass Sie sich geirrt haben. Das Gespräch wird weiter seiner Wege gehen.

Und sobald sich die Gelegenheit dazu ergibt, werde ich das auch.

Nach dem Überfall brachte mich meine einzige noch lebende Großmutter – Colette, die Mutter meines Vaters – an einen Ort namens Spanish Point an der irischen Atlantikküste. Wir kamen dort Mitte Oktober an, als die letzten paar Nachzügler der Saison gerade ihre Sachen packten, und zogen in eine winzige weiß gekalkte Hütte, die laut meiner Großmutter schon vor der Großen Hungersnot dort gestanden hatte. Ihre leuchtend rote Tür war in Vorbereitung unserer Ankunft neu gestrichen worden, und jedes Mal, wenn ich sie ansah, konnte ich nur an

frisches Blut denken, das an bleichen Schlafzimmerwänden hinabtropfte.

Wir waren schon drei Wochen dort, bevor mir aufging, dass es eine Beerdigung gegeben haben musste.

Die Hütte zwängte sich auf einen schmalen Landstreifen zwischen der Küstenstraße und der gähnenden Weite der scheinbar endlosen, schäumend aufgewühlten See, und die Winde waren erzürnt darüber, nach Tausenden von Kilometern auf das erste Hindernis weit und breit zu treffen. Unsere Lage wirkte bedenklich. Nachts im Bett lauschte ich dem Tosen der Wellen und ängstigte mich, dass die nächste sich hoch erheben, auf die Hütte hinabstürzen und mit der Kraft ihres Zurückrollens unsere Überreste davontragen würde.

Es war auch nicht gerade hilfreich, dass Spanish Point seinen Namen zwei Schiffen der spanischen Armada verdankte, die 1588 dort gegen die Landzunge gekracht waren. Der örtlichen Überlieferung nach waren alle Seeleute, die nicht ertrunken, hingerichtet und in einem Massengrab verscharrt worden, das Tuama na Spainneach genannt wurde, das Spanische Grab. Manchmal, in den Wintermonaten, wenn es früher dunkel wurde, stand ich in der Dämmerung am Strand und stellte mir vor, wie die Geister dieser Männer aus dem Meer auftauchten. Sie sahen immer wie eine Mischung aus ägyptischen Mumien und Hollywood-Piraten aus, und immer kamen sie direkt auf mich zu.

Unser Leben in Spanish Point war schmerzlich schlicht. Wir hatten keinen Fernseher und keinen Computer, und ich erinnere mich nicht daran, je Zeitungen in der Hütte gesehen zu haben. Meine Großmutter, die ich Nannie nannte, hörte am Morgen ein paar Stunden Radio, aber immer nur Sender, die

traditionelle irische Musik spielten, und nichts, das von Nachrichten unterbrochen wurde. Wir hatten einen Festnetzanschluss, und ab und an klingelte das Telefon, aber wenn das passierte, wurde ich in ein Nebenzimmer gescheucht oder, sofern das Wetter es erlaubte, nach draußen geschickt, während Nannie mit wem auch immer am anderen Ende in gedämpftem Tonfall sprach. In jenen ersten Wochen und Monaten klingelte es oft, aber danach fast nie. Schließlich wurden Anrufe so selten, dass das plötzliche Schrillen des Telefons uns beide aufschrecken und einander panisch ansehen ließ, als ob ein Feueralarm losgegangen wäre und wir gar nicht gewusst hätten, dass es brannte oder dass es überhaupt eine Alarmanlage gab.

In jenem ersten Jahr war fast jeder Tag wie der andere, unsere Tätigkeiten dehnten wir aus, um all die Stunden zu füllen, die wir herumbringen mussten, wie eine seelische Dichtmasse, die den Schmerz daran hindern sollte, brodelnd an die Oberfläche zu steigen und sie zu durchbrechen. Jede Mahlzeit hatte drei Phasen: Vorbereitung, Verzehr und Reinemachen. Selbst ein einfaches Frühstück aus Eiern und Toast konnte sich auf eine ganze Stunde erstrecken, wenn wir uns darauf konzentrierten. Am weiteren Vormittag widmeten wir uns dem, was Nannie «die Arbeit» nannte, dem Haushalt und der Wäsche. Nach dem Mittagessen unternahmen wir einen langen Spaziergang den Strand hinunter und zurück und kehrten mit Appetit aufs Abendessen zurück. Später machte Nannie Feuer im Kamin, und wir saßen still beieinander und lasen unsere Bücher, bis die Flammen schwacher Glut gewichen waren. Dann überprüften wir zur Sicherheit noch einmal, ob die Türen verschlossen waren, und gingen zu Bett.

Erst dann, wenn ich unter der Bettdecke lag, allein in meinem Zimmer im Dunkeln, konnte ich schließlich nachgeben. Sie einlassen. Die Trauer, den Schmerz, die Verwirrung. Ich ergab mich, und alles strömte herein und schlug über mir zusammen, eine gigantische ertränkende Welle. Ganz gleich, was am Tag geschah, wie wirksam Nannies Ablenkungen auch waren, so wusste ich doch, dass mich an seinem Ende immer dies hier erwartete. In jeder einzelnen Nacht weinte ich mich in den Schlaf und träumte von verwesenden Körpern, die sich in schlammigen Gräbern wanden. Vor allem von Anna. Wie sie versuchte, hinauszukommen. Versuchte, zu mir zurückzukehren.

Wir redeten niemals über das, was geschehen war. Nannie sprach nicht einmal ihre Namen aus. Aber manchmal hörte ich sie leise im Schlaf wimmern, und einmal überraschte ich sie dabei, wie sie eine der alten Fotokisten meiner Mutter durchsah, ihre runzligen Wangen feucht von Tränen. Ich hatte so viele Fragen über das, was passiert war, und warum es passiert war, warum uns, aber ich wagte nicht, sie zu stellen. Ich wollte Nannie nicht aufregen. Ich nahm an, sie und ich verkrochen uns in dieser Hütte, weil der Mann, der den Rest meiner Familie ermordet hatte, immer noch irgendwo da draußen war und inzwischen wusste, dass er eine von uns übersehen hatte. Manchmal, in den Dämmermomenten zwischen Schlaf und vollem Bewusstsein, sah ich ihn am Fußende meines Bettes stehen. Er sah aus wie ein Mörder aus einem Horrorfilm: wirr, wild und voller Blutspritzer. Manchmal fuhr das Messer in mich, bevor ich aufwachte und mir darüber klar wurde, dass es nicht echt war.

Einmal pro Woche fuhren wir in die nächste Stadt, um un-

sere Leihbücher auszutauschen und Lebensmittel einzukaufen (Nannie hatte ihren ganz eigenen Ausdruck dafür, den ich übernahm, bis ich auf dem College merkte, dass andere gar nichts mit ihm anzufangen wussten). Sie ließ mich bei diesen Ausflügen nicht aus den Augen und wies mich an, meinen vollen Vornamen zu nennen, falls jemand danach frage, Evelyn statt Eve. Als ich dann schließlich, ein Jahr später als üblich, auf die weiterführende Schule kam, stand auf allen Unterlagen Nannies Geburtsname, und ich hatte weitere Anweisungen erhalten. Ich sollte sagen, dass meine Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen seien, und mich als Einzelkind ausgeben, aber nur wenn ich danach gefragt würde. Gib nie von dir aus Informationen preis, sagte Nannie. Das war die goldene Regel, der ich noch heute folge.

Ich hinterfragte es nicht. Ich wollte bloß normal sein, zu den anderen Mädchen in meinem Jahrgang gehören. Ich nahm an, das, was ich fühlte – als wäre mein Inneres eine einzige offene Riesenwunde und mein Körper nur ein dünner Panzer, der sie verbarg –, sei ein dauerhafter Zustand, der bloß noch schlimmer würde, wenn man es zugab. Ich wurde richtig überzeugend darin, so zu tun, als ob es mir gutginge, als ob alles in Ordnung wäre, aber da war immer diese anfällige Oberflächenspannung, die jederzeit aufzubrechen drohte.

Ich erhielt die Fassade während meiner gesamten Schulzeit aufrecht, über die abschließenden Aufnahmeprüfungen hinaus und vier Jahre lang auf dem NUI Galway College, an dem ich mich für einen Wirtschaftsstudiengang entschied, einfach weil es eine bekannte Größe war. Ich liebte es, zu lesen und zu schreiben, und an dem Abend, als ich mich bewarb, saß ich eine lange Zeit mit blinkendem Cursor vor Wahlmöglichkei-

ten, in deren Titel «Kunst», «Literatur» und «Kreatives Schreiben» vorkamen. Aber ich konnte es nicht riskieren, in einem Seminarraum gefangen zu sein und über Dinge wie Trauma, Schmerz oder Gewalt diskutieren zu müssen, schon gar nicht, während mir Fremde dabei ins Gesicht starnten. Ich wäre verloren gewesen. Datenbanken und Mathematik schienen sicherer und waren es letztendlich auch.

Ich träumte nicht mehr von lebendigen Leichen oder mit Messern bewaffneten Mördern, aber ich hatte begonnen, mich damit zu quälen, dass ich in Menschenmengen das Gesicht meiner Schwester suchte, Ausschau hielt nach einer Stellvertreterin, einem Mädchen, das dazu passte, wie sie nach meiner Vorstellung jetzt wohl aussehen musste – und zwar so, wie ich selbst mit sechzehn ausgesehen hatte, denn das war mein einziger Bezugspunkt. Ich habe nie eine entsprechende Kandidatin gefunden.

«Taugt das was?»

Hastig klappte Jim das Buch zu. Das Geräusch kam ihm so laut vor wie ein Donnerschlag.

Steve O'Reilly, der Marktleiter, stand neben ihm. Lehnte mit verschränkten Armen am Regal und hatte den für ihn typischen Gesichtsausdruck aufgesetzt, in dem sich leicht amüsierte Überheblichkeit spiegelte.

Jims Kopf war eine Echokammer voller Schreie. Ich war zwölf ... Ein Mann brach in unser Haus ein ... Ermordete meine Mutter, meinen Vater und meine kleine Schwester ... Das Schloss war nicht sehr stabil ... Aber aus irgendeinem Grund tat er es nicht. Er drängte sie innerlich zurück, bis er schließlich Worte fand: «Nicht so mein Fall», und stellte das Buch wieder ins Regal, wobei er die Gelegenheit nutzte, um tief durchzuatmen und seine Lippen zu befeuchten.

Seine Finger hatten schmierige Flecken auf dem schwarzen Glanzcover des Buches hinterlassen.

«Ach ja?» Steve zog die Augenbrauen hoch. «Was Sie nicht sagen, Jim. Für mich sah es aus, als ob Sie richtig gefesselt davon wären.»

Steve war sechsundzwanzig, trug glänzende Anzüge und kam jeden Tag mit getrockneten Gelklümpchen in seinem (bereits zurückgehenden) Haar zur Arbeit, bildete sich aber trotzdem ein, dass er jemand wäre und Jim bloß ein Niemand. Die größte Herausforderung dabei, für ihn zu arbeiten, war, dem Drang zu widerstehen, ihn in dieser Hinsicht eines Besseren zu belehren.

Jim drehte sich um und wandte sich Steve zu. Er spiegelte seine Haltung, verschränkte die Arme und lehnte sich leicht gegen das Regal, ein simpler Trick, der stets dafür sorgte, dass andere sich unwohl fühlten. Er setzte einen perfekt neutralen Gesichtsausdruck auf und blickte Steve direkt in die Augen.

«Wollten Sie etwas Bestimmtes, Steve?»

Der jüngere Mann verlagerte sein Gewicht.

«Ja. Ich wollte Sie daran erinnern, dass Sie zum Arbeiten hier sind. Das ist keine Bücherei.» Er streckte die Hand aus und griff nach demselben Exemplar von *The Nothing Man*, das Jim soeben ins Regal zurückgestellt hatte. «*The Nothing Man*? Was soll das, Jim? Wollten Sie noch einmal Ihre Glanzzeit durchleben? Ach nein, Moment – Sie haben ja bloß irgendwo am Schreibtisch gesessen, oder? Die haben Sie gar nicht auf die richtigen Verbrecher losgelassen.»

Steve schlug das Buch genau in der Mitte auf, wo die Seiten anders waren: leuchtend weiß und glänzend, mit Fotos.

Auf der linken Seite, von Steve aus gesehen, war ein Bild von einem großen Einfamilienhaus und einer Familie mit jungen Kindern, die vor einem Weihnachtsbaum posierten.

Auf der gegenüberliegenden eine Bleistiftskizze.

Die Bleistiftskizze.

Steve tippte auf die Seite. «Ja, ja. Davon habe ich gehört.»

Jim sah die Skizze auf dem Kopf, aber er brauchte sie gar nicht zu betrachten, um sich einwandfrei an sie zu erinnern. Sie zeigte einen Mann mit kleinen, halb von Schlupflidern verdeckten Augen, die tief in einem runden, fleischigen Gesicht lagen. Er trug etwas auf dem Kopf, das nach einer dicken Strickmütze aussah, und sie war tief genug heruntergezogen, um seine Augenbrauen zu verbergen. Die Perspektive war et-

was schräg, der Kopf ein paar Grad nach links gedreht, als ob der Mann den Zeichner gerade seinen Namen rufen gehört hatte und noch dabei war, sich zu ihm umzudrehen, um darauf zu reagieren.

In dem Buch nahm die Skizze zwei Drittel der Seite ein, darunter war ein kleiner Abschnitt Text. Vermutlich stand dort, dass sie auf dem Bericht einer Augenzeugin beruhe, die zufällig in den frühen Morgenstunden des 14. Januar 2000 am Haus der Familie O’Sullivan in der Bally’s Lane, nahe Carrigaline im County Cork, vorbeigefahren sei und diesen Mann im Licht ihrer Scheinwerfer am Straßenrand gesehen habe. Seine Bewegungen hatten etwas Verstohlenes, hatte sie gesagt. Es war der einzige bezeugte Blick auf den Mörder, den sie den Nothing Man nannten.

Dafür hatte Jim gesorgt.

In jener Nacht, als er in der Dunkelheit wartete, hatte er gedacht, er würde irgendwie vor einem nahenden Auto gewarnt werden, dass er das Brummen des Motors hören müsste, lange bevor die Straße von den Scheinwerfern erleuchtet würde. Doch das Auto von Claire Bardin, einer Irin, die in Frankreich lebte, aber über die Weihnachtsfeiertage nach Hause gekommen war, schien aus dem Nichts aufzutauchen. Sie hatte ihn überrascht, war plötzlich um die Kurve gebogen, und er hatte, ohne nachzudenken, direkt in das Licht geschaut. Während er jetzt daran zurückdachte, glaubte Jim, ein eisiges Lüftchen zu spüren, und für den Bruchteil einer Sekunde war er wieder dort am Straßenrand in der Dunkelheit, angespannt und entschlossen, sein Körper übersprudelnd vor Adrenalin.

Die Skizze wäre schon beeindruckend präzise gewesen, wenn Bardin geradewegs zur nächsten Garda-Station gefahren wäre,

um sich noch in derselben Nacht mit dem Phantombildzeichner zu besprechen. Aber sie hatte es erst sechs Monate später getan, als sie auf einem kurzen Trip nach Cork, zur Hochzeit ihrer Schwester, zufällig einen Zeitungsartikel über den Überfall gelesen hatte und ihr bewusst geworden war, dass Datum und Tatort zu ihrer seltsamen Begegnung passten, und das machte die Genauigkeit wirklich bemerkenswert. Am Morgen nachdem Jim die Skizze in der Zeitung gesehen hatte, hatte er damit begonnen, jeden Tag im örtlichen Schwimmbad Bahnen zu schwimmen, bis sich das Fleisch in seinem Gesicht straffte und enger an die Knochen schmiegte, ein spitzeres Kinn und Hohlräume unter den Wangenknochen zutage traten.

Aber die Augen und Ohren. Die wandelten sich nicht mit Gewicht oder Alter – besonders die Augen nicht. Selbst wenn man sich für eine Schönheits-OP entschied, konnte man nichts an ihrer Position im Gesicht ändern, dem Abstand zwischen ihnen und den anderen Merkmalen.

Und Claire Bardin hatte sie genau getroffen.

Wieder in der Gegenwart, schaute Steve stirnrunzelnd auf die Zeichnung.

«Gehen Sie zurück an die Arbeit, Jim.» Er ließ das Buch zuschnappen und klemmte es sich unter den Arm. «Ich nehme jetzt meine Pause. Wenn ich wiederkomme, will ich Sie nicht mehr herumtrödeln sehen.»